

Ich im Gefangenenlager

„schtzngrmm
schtzngrmm
t-t-t-t
t-t-t-t
grrrrmmmm
t-t-t-t
s-----c-----h“

Wie man in der Ernst Jandl-Biographie von Hans Haider erfährt, war der Dichter selbst nicht im Schützengraben, sondern, während der Ardennen-Offensive, mit fünf weiteren Soldaten in einem Bunker. Der Gefechtslärm dort – die Amerikaner lagen 500 Meter entfernt im Wald – dürfte sich aber nicht grundlegend von der akustischen Erfahrung und dem Gefühl akuter Bedrohung in einem Schützengraben unterscheiden haben. Insofern ist „schtzngrmm“ ein autobiographisches Gedicht, wie überhaupt zahlreiche Gedichte Jandls autobiographisch zu nennen sind. Das „lyrische Ich“, ohnehin ein fragwürdiges Wesen, wird zumal in Jandls Spätwerk, zu einer geradezu lächerlichen Kategorie: Selbstverständlich ist der, der hier spricht, niemand anders als der Dichter selbst; es sind sein Weltekel, sein Ekel vor sich selbst, es sind seine miesen kleinen Gedanken, die er zum Thema macht. Viele dieser späten Gedichte sind Selbstbespiegelungen des alternden und alten Mannes, und stellen im Grunde Selbstzerfleisungen dar.

Aber auch Jandl war mal jung, und er hat noch mit Ende dreißig recht konventionelle Gedichte geschrieben. Eines aus dem Jahr 1953 handelt von dem Gefangenenlager im englischen Stockbridge, in dem er nach dem Krieg interniert war. Wie der Krieg war auch dieses Lager, in dem er sein Englisch perfektionierte, eine für ihn richtungsweisende, lebensbestimmende Erfahrung.

„wir wohnten in zelten, trugen kohle
aus einem winkel hinter dem waschhaus
und bemühten uns
einzuschlafen solange uns warm war.“

Verwandtschaft und Wahlverwandtschaft

Als Ernst Jandl im Bunker in den Ardennen lag, als er sich von den Amerikanern gefangen nehmen ließ, um zu überleben, wie er sagte, war er 19 Jahre alt. Die Mutter, so erzählt Hans Haider in seiner Biographie, war Lehrerin, gab ihren Beruf aber auf, als Ernst und seine zwei jüngeren Brüder kamen. Hin und wieder schrieb sie schlechte Gedichte. Der Vater arbeitete als Schalterbeamter in einer Bank und malte in seiner Freizeit Landschaften. Eine gewisse künstlerische Neigung war Ernst Jandl also in die Wiege gelegt. Nach dem Krieg allerdings entschied er sich, Lehrer zu werden, vermutlich aus einem Sicherheitsbedürfnis heraus, aber auch, weil ihn im Gefangenenlager die Leidenschaft fürs Englische gepackt hatte, eine Sprache, die er mit der Idee von Freiheit verband. Eine 6000 Wörter umfassende handschriftliche Vokabelliste aus dieser Zeit ist überliefert.

Das Englische eröffnete ihm eine neue Welt, und offenbar wollte er diese Welt auch anderen, jüngeren zugänglich machen. Daneben unterrichtete er Deutsch. Seine ersten Gedichte schließlich erschienen in einer Zeitschrift, die sich an Lehrer und Schüler richtete.

Das Englische machte ihm auch klar, dass es eine andere Sprach-Welt jenseits des Deutschen gab. Diese Erkenntnis war für seine Entwicklung als Dichter ebenso wichtig wie die Erfahrung des Kriegs, die er in seinen Gedichten immer wieder thematisierte. Die Begegnung mit der Dichterin Friederike Mayröcker im Jahr 1954 schließlich, mit Ende Zwanzig, stellte das dritte einschneidende Erlebnis für ihn dar. Mit Mayröcker und den sie beide bald umgebenden Kreis an befreundeten Dichtern, unter ihnen Andreas Okopenko, Gerhard Rühm und Hans Carl Artmann, beschritt Jandl ab Mitte der fünfziger Jahre neue Wege. „Neue Wege“ hieß übrigens auch die Zeitschrift, in der er zuerst veröffentlichte.

„der vater der wiener gruppe ist h.c. artmann
die mutter der wiener gruppe ist gerhard rühm
die kinder der wiener gruppe sind zahllos
ich bin der onkel“

Dass sich Jandl in diesem Gedicht als kinderloser Onkel darstellt, hat einen tieferen Grund. Haider zitiert in seiner Biographie den Dichter Thomas Kling, der einmal erzählte, wie er mit Jandl und anderen Autoren in der deutschen Provinz zusammensaß und Jandl, den „Riesenkopf gesenkt“, gesagt habe: „Ich habe nie Schüler gehabt“. Voll Ekel und Trauer fügte er an: „Und die, die ich gehabt habe, waren alle scheiße.“ Eine unangenehme Situation, die Kling dadurch rettete, dass er Jandl versicherte, er habe sehr wohl Schüler, denn heutzutage könne niemand mehr auf die Bühne gehen und schlecht vortragen. Das habe Jandl erreicht, das hätten sie ihm zu verdanken.

Rosenkranz des Dichtens

Allerdings war es von den ersten Anfängen als Lautdichter, als Sprach- und Sprechkünstler Mitte der fünfziger Jahre bis zu diesem Treffen ein weiter Weg. Abgesehen von den Veröffentlichungen in den „Neuen Wegen“ bekam Jandl in der österreichischen Verlagswelt keinen Fuß auf den Boden. Auch in Zeitungen und vom Radio wurde er ignoriert. Er orientierte sich immer mehr nach Westdeutschland. Nur dort, schien es ihm, habe er überhaupt eine Chance, veröffentlicht zu werden. Bis das geschah, vergingen noch zehn Jahre. Erst 1966, da war Jandl Anfang Vierzig, sollte sein erstes Buch erscheinen: „Laut und Luise“. Der Titel ist inzwischen sprichwörtlich geworden; den wenigsten wird dabei bewusst sein, dass Jandls Mutter, die bereits 1940 gestorben war, Luise hieß.

„südbahnhof
noch keine bomben auf wien
vater hochhält den kopf
die drei knaben sind mit ihm
mutters tod darf die vier
nicht dauernd zu boden ziehen
es wäre nicht nach mutters sinn“

Auch wenn Jandl später sagte, der frühe Tod seiner Mutter im Jahr 1940 habe ihn damals, als 14-Jährigen gar nicht so sehr berührt, erst der Tod seines Vaters, dreißig Jahre später,

habe ihn umgehauen, so gibt es doch erstaunlich viele Spuren von Luise in Jandls Werk. Nicht zuletzt ihr tiefer Glaube hat Jandl, wenn er als Kind auch unter dem Gottesdienst-Zwang litt, als Dichter stark geprägt. Hans Haider stellt zurecht fest, dass etwa der Rosenkranz mit seinen „Multi-Repetitionen und getakteten Permutationen“ den Dichter zeitlebens begleitete, wenn nicht gar verfolgte. Auf seinen nachdrücklichen Wunsch, weiß Haider, wurde Jandl sogar mit einem Rosenkranz in den Händen zu Grabe getragen.

Die Querverbindungen zwischen Leben und Werk werden von Haider nicht übermäßig betont, mit tiefergehenden Werkanalysen hält er sich ohnehin zurück und bleibt über sechshundert Seiten hinweg seinem eingangs formulierten Programm treu, ein „Faktengerüst“ für den interpretierenden und sprachlich ambitionierteren Zweig der Literaturwissenschaft zu liefern. Das klingt trocken und nach Understatement, aber Haider ist diese Bescheidenheit zu danken. Dreiundzwanzig Jahre nach seinem Tod liegt diese erste Jandl-Biographie vor, und sie bietet in der Tat eine gute Grundlage für weitere, sich auf bestimmte Aspekte konzentrierende Interpretationen des Werks. Sie verschafft aber vor allem dem interessierten Jandl-Leser einen gründlichen Überblick über Leben und Leiden, über Laut und Luise dieses Dichters.

Kampf um Anerkennung

„schwung

wenn fünf
gedichte
pro tag
schreiben
ich will
müßte
ich schon
einen ziemlichen
schwung haben

manchmal
sieht es
danach aus

manchmal
sehen die gedichte
danach aus“

Ernst Jandl musste lange warten, bis sein erster Gedichtband erschien, damals in einem westdeutschen Kleinverlag. Bis er im großen Luchterhand Literaturverlag publizieren konnte, dann in schneller Folge, vergingen weitere zwei Jahre. Da war der Dichter auf den Lesebühnen schon eine Größe. Bei einer Englandreise trat er mit Allen Ginsberg auf und wurde in der englischen Presse gefeiert.

Hans Haider hat tief in den Archiven gewühlt und zitiert ausführlich aus Zeitungsbesprechungen von Jandls Lesungen und seinen Büchern. Er legt den Schwerpunkt auf kritische Artikel

und krasse Verrisse. So wird das Unverständnis deutlich, das Jandl über Jahre und Jahrzehnte entgegenschlug, bevor er zum Publikumsliebbling wurde. Nicht zuletzt der legendäre Suhrkamp-Lektor Walter Boehlich lehnte das „Laut und Luise“-Manuskript mit scharfen Worten ab. Man könne diese Texte beim besten Willen nicht Gedichte nennen, beschied er dem Dichter.

Es war dieser Kampf um Anerkennung einigermaßen zermürend für Jandl. Auch sein Brotjob, den er grundsätzlich gern ausübte, wurde ihm zunehmend zur Belastung. Immer wieder ließ er sich vom Unterricht freistellen. Dabei half ihm, dass er einen Freund im Schulministerium hatte, der seine Anträge immer wieder durchwinkte.

Kamen ihm in diesem Fall seine Verbindungen zugute, wird in Haiders Buch auf der anderen Seite auch deutlich, wie wenig Chancen man in Österreich, zumindest in den 1950er, 60er und 70er Jahren hatte, wenn einem die entsprechenden Beziehungen fehlten. Jandl wie auch seine Lebensgefährtin Friederike Mayröcker waren vom konservativen österreichischen Literaturbetrieb praktisch ausgeschlossen; erst die Publikationen im Westen, und bald auch die Hörspielarbeit für den Rundfunk in der Bundesrepublik machten sie als Autoren einem größeren Publikum sicht- und hörbar.

„Solange es Kinder gibt, wird es Kinder geben. Ein Sohn Ein Sohn Ein Sohn.“

Mit ihrem ersten Hörspiel „Fünf Mann Menschen“ gewannen Jandl und Mayröcker 1969 sogleich den renommierten Hörspielpreis der Kriegsblinden. Beruflich also ging es bergauf, Jandl sammelte Anerkennung und erzielte nun auch nennenswerte Einnahmen, so dass er sich in den siebziger Jahren mehrere Jahre lang vom Unterricht freistellen lassen konnte.

In einer anderen Beziehung allerdings halfen ihm seine Verbindungen und sein Zuwachs an Renommee nicht. Da er in einer sehr kleinen Wohnung wohnte, die durch den steten Zuwachs an Papier zudem immer enger wurde, suchte er eine neue, bezahlbare Wohnung und spannte als SPÖ-Mitglied, das er war, sogar den österreichischen Bundeskanzler Bruno Kreisky ein, allerdings erfolglos. Erst in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre bezog er eine größere, wenn auch nicht übermäßig komfortable Wohnung.

Mit dem Kopf gegen die Wand

Leider bleibt Hans Haider in seiner ansonsten äußerst materialreichen Biographie, die ja vor allem eine Biographie der äußeren Umstände und des Faktischen sein will, etwas dunkel, was die finanzielle Situation Jandls angeht, denn angesichts seiner mit entsprechenden Tantiemen verbundenen Theatererfolge, zum Beispiel mit dem Stück „Die Humanisten“, hätte Jandl sich, so würde man meinen, wohnlich doch verbessern können.

Umso genauer beleuchtet Haider die Kämpfe innerhalb der österreichischen Schriftstellergilde in den 70er Jahren, den Kampf um die Führung des PEN-Clubs vor allem, der schließlich zur Gründung der Grazer Autorenvereinigung führen sollte. Jandl hatte daran großen Anteil und wirkte eine Weile auch als Präsident dieses Gegen-PEN. Haider berichtet in diesem Zusammenhang von autoritären Aufwallungen gegenüber der Generalsekretärin Elfriede Czurda mit anschließenden Demutsgesten und Entschuldigungen. Der Dichter und nun auch Funktionär war nie ein ausgeglichener Mensch, und die depressiven Phasen verstärkten sich

im Alter. Hans Haider zitiert einen Neffen Jandls, der zugegen war, als der verzweifelte Dichter immer wieder und bis Blut floss mit dem Kopf gegen eine Wand rannte.

„Jetzt lege ich mich hin
weil ich schläfrig bin
und tu als ob ich schliefe
bis ich eingeschlafen bin.“

Spätestens ab Mitte der 70er Jahre war Jandl ein arrivierter Autor, einer der im Literaturbetrieb Einfluss ausübte und nun auch Preise gewann, 1974 den Trakl-Preis und, neben vielen anderen, zehn Jahre später auch den Büchnerpreis. Er reiste in die DDR, befreundete sich mit dem jüngst verstorbenen Dichter Bert Papenfuß, wurde Mitglied der Akademie der Künste der DDR wie auch der Akademie der Künste in West-Berlin. Seine Leidenschaft und sein Seelentrost war der Jazz; er besaß eine riesige Sammlung mit Jazz-Schallplatten und trat schon seit den sechziger Jahren gemeinsam mit dem Jazz-Pianisten Dieter Glawischnig auf. „Jazz und Lyrik“, dieses Format war eigentlich ein reines Ernst Jandl-Format. Mit seinem Tod ist es praktisch von der Bühne verschwunden.

Heruntergekommene Sprache

Diese positiven äußeren Umstände änderten nichts an den depressiven Schüben, unter denen er zunehmend und in immer stärkerem Maße litt. Dabei gelang es ihm, diese Phasen lyrisch fruchtbar zu machen, ja es war womöglich gerade das Schreiben, das seinen Lebenswillen in diesen Phasen aufrechterhielt.

Freilich brauchte es für die lyrische Auseinandersetzung mit der Depression eine eigene Sprache. Die Lautpoesie von „Laut und Luise“ war dazu nicht geeignet. Der Weg zum unverstellten Ausdruck führte über die von ihm sogenannte „heruntergekommene Sprache“, in der etwa sein Bühnenstück „Aus der Fremde“ gebaut ist: eine scheinbar plumpe, dumme Sprache, gegen die die „einfache Sprache“ in der heute so vieles im öffentlichen Raum dargeboten wird, geradezu blumig wirkt. Es ist ein Sprechen im Infinitiv, ein auf basale Wörter heruntergebrochenes praktisch grammatikfreies Sprechen, das in Jandls später Dichtung den Elementarfunktionen des Körpers entspricht, dem Verdauen, Ausscheiden, Winde fahren lassen. Dem peinigen Dasein als geschlechtliches Wesen.

seien gekommen einen hund in den küchen und gestohlen haben
den kochen einen ei (sollen heißen: ein hoden)
und haben genommen denen kochen ein messern
und haben geschnitten sich ab den ei numero zwei (sollen heißen: den hoden numero zwei)
und hingeschmissen haben auf den hunden und gebrüllen: DA HABEN DU SAU!“

Zahnbürste im Maul

Als Avantgardist stand Jandl zwischen allen Stühlen: In Österreich wollten ihn die Konservativen nicht, und in Westdeutschland machten ihm die Linken, denen sein Schreiben nicht politisch genug war, das Leben schwer. Er wiederum griff Verlagskollegen wie Günter Grass an. Sie seien zwar politisch links, literarisch aber reaktionär. Tatsächlich zeigte sich Jandl, der nach außen nicht nur wegen seines großen Schädels so dick und starrköpfig wirkte, was

sein Schreiben angeht, erstaunlich wandlungsfähig. Über das traditionelle Gedicht, die Lautgedichte und die Konkrete Poesie, über eine Dichtung der heruntergekommenen Sprache und den von jeder Larmoyanz freien Lakonismus der lyrischen Selbstbeobachtung des körperlichen Verfalls bis hin zu den späten Dialektgedichten. Sie stellten einen letzten Ausweg aus dem drohenden Verstummen für ihn dar, und sind wie wenige andere seiner Werke von einem zärtlichen, auch für hochdeutsche Ohren nachvollziehbaren Witz.

„meine fiass schdeng im fuassbod
mai zahnbiaschdl schdeggd ma r im mäu
und dazwischn schauri zua
wia rosch i fafäu“

Hans Haider hat mit seiner ersten Ernst Jandl-Biographie mehr als eine Vorarbeit geleistet. Sie liefert ein prägnantes Bild von Jandls Persönlichkeit wie der historischen Umstände seines Dichtens. Ein paar weniger Druck- und Tippfehler wären schön gewesen, aber man kann nicht alles haben. Irgendwann muss schließlich Schluss sein.

„spruch mit kurzem o
so“